

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Über den Begriff der Philosophie

Freytag, Willy

Halle a. d. S., 1904

II. Die Philosophie als Methode

II.

Die Philosophie als Methode.

In zwei große Gruppen lassen sich zunächst alle vorhandenen Definitionen der Philosophie einordnen: nach den einen ist die Philosophie eine Wissenschaft mit einer besonderen Methode, nach den anderen eine Wissenschaft von einem besonderen Gegenstande. Zu einer dritten, einer Zwischengruppe, kann man dann wohl noch diejenigen zusammenfassen, welche die Philosophie als ein technisches Unternehmen mit einem besonderen Zwecke behandeln.

Zu den Methodedefinitionen gehören vor allem diejenigen, nach denen die Philosophie eine rationale oder deduktive oder apriorische Wissenschaft, oder wie man sich sonst ausdrücken mag, im Gegensatz zu den empirischen, induktiven, aposteriorischen Wissenschaften darstellt.

Seit den Zeiten der ersten großen griechischen Philosophen hat dieser Unterschied des wissenschaftlichen Verfahrens, des Denkens überhaupt, nicht wieder aufgehört, das Interesse des Denkers zu erregen; ja es schien, als ob er in der neueren Philosophie zu noch größerer Bedeutung gelangen würde als in der alten, daß er zum zentralen Problem der Wissenschaft überhaupt gemacht, daß noch feinere Unterscheidungen in ihn hineingebracht werden würden: das logische Problem der Induktion ist erst von Galilei und Kepler, den Begründern der induktiven Naturwissenschaft, zu voller Klarheit entwickelt worden, und Kantischen Gedanken entstammt die Frage, ob eine Wissenschaft, die von apriorischen Dingen handelt, auch selbst a priori sein müsse. Andererseits haben wir in der neueren Zeit auch Philosophen gehabt, die den ganzen Unterschied von

Induktion und Deduktion als nichtig, als verfehlt nachzuweisen unternahmen: nach J. St. Mill gibt es nur induktive Schlüsse, nur Erfahrungswissenschaften!

Eine schwierige Lage offenbar, der sich hier derjenige gegenüber befindet, der eine Definition sucht, um in die Philosophie und damit auch in diese Frage überhaupt erst hineinzukommen! Gewiss, von der alten Auffassung aus, nach der in der Definition die „wesentlichen“ Merkmale eines Gegenstandes aufgezählt werden, wird man, wenigstens schematisch, rasch zu einer Entscheidung gelangen: die Wissenschaft möge eben untersuchen, ob es neben den empirischen Sätzen auch apriorische, neben dem induktiven Verfahren noch ein deduktives gibt; hat sie dann alles durchforscht und schreitet sie dazu, ihr Werk durch Aufstellung eines Systems zu vollenden, so ergibt sich als Abschluß, als Krönung des Ganzen die Definition, hier die Definition der Philosophie, in der die wichtigsten Ergebnisse der auf sie gerichteten Forschungen gleichsam in verdichteter Gestalt auftreten.

Aber mit solch einer Definition wüßten wir nichts rechtes anzufangen; die wichtigsten Ergebnisse einer Wissenschaft werden wie alle anderen durch Urteile, Aussagen, die wahr oder falsch sein können, ausgedrückt, und wenn man sie kürzer zusammenfassen will und kann, so geschieht das wieder durch Urteile!

Wohl aber brauchen wir etwas anderes als Urteile, um die Forschung auf ein bestimmtes Gebiet zu lenken, wir brauchen eine Bezeichnung für die besonderen Untersuchungen, die wir gerade auf diesem Gebiet vornehmen wollen, um sie von anderen durch einen kurzen, leicht verständlichen Namen unterscheiden zu können, kurz wir brauchen eine Willenserklärung. Dies also ist Sache der Definition einer Wissenschaft, kurz zu charakterisieren, was darunter verstanden werden soll, nicht aber Erkenntnisse vorwegzunehmen oder nachträglich noch einmal zu formulieren, die durch die definierte Wissenschaft selbst erbracht werden. Unmöglich kann es also Aufgabe der Definition der Philosophie sein, eine Entscheidung darüber zu geben, ob der Apriorismus Recht hat oder der Empirismus — das ist vielmehr Aufgabe der Philosophie selbst.

Anders läge die Sache natürlich, wenn es gar keinen Streit mehr gäbe darüber, ob und welche Erkenntnisse apriorischer Natur sind, und wenn der Unterschied der induktiven und der deduktiven Methode so grundsätzlich wäre, und als so grundsätzlich anerkannt, daß ein einträchtiges Zusammenwirken beider für dasselbe Forschungsgebiet von vornherein aussichtslos erscheinen müßte. Aber diese Voraussetzung ist nicht nur nicht erfüllt, sondern, was von Tatsachen wirklich vorliegt, spricht für ihr Gegenteil! Einmal ist, wie gesagt, die Frage des Apriorismus noch gar nicht entschieden, zweitens aber sehen wir, wenn wir den Gegensatz des induktiven und des deduktiven Verfahrens in der Weise festhalten, wie er für den wissenschaftlichen Betrieb vor allem praktisch in Betracht kommt, daß beide Verfahren zum großen Vorteile der Wissenschaft aufs innigste mit einander verbunden, z. B. auf dem weiten Gebiete der Naturwissenschaft, oder dem engeren der Mechanik angewendet werden. Jedes beliebige Induktionsverfahren ist mit deduktiven Elementen reichlich durchsetzt, und je höher sich eine induktive Wissenschaft entwickelt, desto größeren Raum nehmen in ihr die Deduktionen ein, und desto mehr wird das empirische, der Beobachtungsstoff beschränkt. Zum Beweise dieses Satzes sei nur auf Mach's entsprechende Ausführungen etwa in seiner Geschichte der Mechanik verwiesen.

Diese Tatsache nun sollte genügen, um von vornherein gegen alle übermäßige Betonung solcher methodologischen Unterschiede mißtrauisch zu machen. Wir denken aber, es läßt sich noch allgemeiner dartun, daß es durchaus unzweckmäßig ist, die Wissenschaften nach ihrer Methode zu scheiden.

Zweck der Wissenschaft ist die Erkenntnis ihres Gegenstandes, die Methode ist nichts anderes als das Mittel, diesen Zweck zu erreichen; das Mittel aber hat nur Wert, sofern es zur Erreichung des Zweckes dient. So folgt, das entscheidende für die Wissenschaft ist ihr Gegenstand und nicht ihre Methode!

Man wird die verschiedenen Wissenschaften daher auch nach den Unterschieden dieses Inhaltes, um dessen Willen sie da sind, um den es sich in ihnen handelt, nach den Unterschieden ihrer Gegenstände einzuteilen haben. Aber vielleicht geht das nicht immer? Machen wir uns einmal eine Übersicht, in der Annahme, die Wissenschaften seien sowohl nach

ihrer Methode wie nach ihrem Gegenstande zu definieren, so erhalten wir offenbar vier Fälle. Erstens, zwei Wissenschaften haben den gleichen Gegenstand und die gleiche Methode. Dann sind sie offenbar überhaupt identisch! Zweitens, zwei Wissenschaften sind nach Gegenstand wie nach Methode verschieden. Dann ist die Entscheidung wiederum sehr einfach: sie könnten sowohl nach ihrem Gegenstande, wie nach ihrer Methode definiert werden, da aber der Gegenstand das wichtigere ist, wird dieser auch für die Definition vorzuziehen sein. Drittens, zwei Wissenschaften handeln von verschiedenen Gegenständen aber nach der gleichen Methode: dann ist die Definition nach dem Gegenstande sogar notwendig. Endlich viertens, zwei Wissenschaften haben denselben Gegenstand, aber verschiedene Methode: das wäre der Fall, in dem die Definition von der Methode ausgehen müßte.

Aber hat es einen Sinn, einen solchen Fall zu konstruieren? Wenn zwei Untersuchungen mit verschiedenen Mitteln, auf verschiedenen Wegen auf dasselbe Ziel lossteuern, ist es dann nicht zweckmäßig, beide von vornherein, noch während der Forschung, zusammenzufassen zu einem einzigen Unternehmen, in dem dann, wie die Mittel, so auch die Aufgaben nach einem wohlgedachten Gesamtplan verteilt werden können? Indessen, so wenig ansprechend sich der Gedanke dieses vierten Falles auf den ersten Blick zeigt, weit verbreiteten Auffassungen und Ausführungen zufolge scheint er einfach die Tatsächlichkeit für sich zu haben! Wir denken hier an die mathematischen Wissenschaften, vor allem an die Geometrie: Die Euklidische Geometrie, diese in sich geschlossene Wissenschaft vom Raume, das Vorbild aller exakten Wissenschaften, hat im Laufe der Zeiten nicht nur solche Ergänzungen erhalten, die sich willig in ihren festen Bau einfügten, sondern auch solche, die sich erstaunlich rasch zu selbständigen neben ihr stehenden Disziplinen entwickelten. Lassen wir die Frage dahingestellt, ob in der bloßen Anwendung der Algebra auf die Geometrie schon etwas der eigentlichen Euklidischen Geometrie fremdes enthalten ist, so haben wir doch unzweifelhaft neue Geometrien in der analytischen, in der darstellenden und in der projektiven. Neu aber sind sie, wie es scheint, nicht ihrem Gegenstande nach, denn der ist für alle der eine Raum mit seinen Eigen-

schaften; neu können sie daher wohl nur in der Methode sein, nach der sie den alten Gegenstand behandeln. Vier Wissenschaften also des gleichen Gegenstandes aber von verschiedener Methode! Und wer weiß, ob nicht in Zukunft noch einige mehr dazukommen werden?

Diese Überfülle von auf einen Punkt gerichteter Wissenschaft muß bei ihrer sonst so auffallenden und betonten Ökonomie nun doch etwas Bedenken erregen; sehen wir daher einmal etwas genauer zu, wie es mit dem „Gegenstande“ und den „Methoden“ der Geometrie steht! Was heißt zunächst überhaupt, zwei oder mehr Wissenschaften haben den gleichen Gegenstand?

Physik und Chemie sind zwei verschiedene Wissenschaften; sie verfahren nach derselben Methode, also müssen sie verschiedene Gegenstände haben! Aber Gegenstand der Forschung ist in beiden Fällen das, was man physische oder Körperwelt nennt! Das widerspricht sich, aber die Beseitigung dieses Widerspruchs ist nicht schwer. Wenn ich der Physik und der Chemie den gleichen Gegenstand gebe, so geschieht das in einem sehr allgemeinen, sehr unbestimmten Sinne; teile ich ihnen aber, wie es nötig ist, verschiedene Gegenstände zu, so meine ich damit, daß die Tatsachen, die sie beschreiben, oder allgemeiner gesagt, erkennen, verschieden sind, kurz, daß die ihren Bestand ausmachenden Erkenntnisse, um deren Willen sie getrieben werden, verschieden sind.

Haben nun die verschiedenen Geometrien in diesem Sinne denselben Gegenstand? Zum Teil ja, zum Teil nein, müssen wir antworten, und sehen dabei sofort, wie sehr das allgemeine Bedenken gegen die Möglichkeit verschiedener Wissenschaften vom gleichen Gegenstand berechtigt war. Gewiß, die analytische Geometrie bietet unter anderem auch Erkenntnisse, über Eigenschaften des Kreises etwa, wie sie auch in der Euklidischen Geometrie zu finden sind; aber unter dem anderen, und das dürfte wohl die Hauptsache sein, gibt sie etwas, was uns diese wohl schuldig geblieben wäre. Und ebenso hat die projektive Geometrie Sätze, die schon von der analytischen oder ebenfalls der Euklidischen bewiesen sind; und ähnliches gilt von der darstellenden Geometrie. Aber darüber hinaus haben diese neueren Geometrien doch auch wieder vieles aufzuweisen, was

den älteren entweder überhaupt fehlt, oder was sie doch nicht so einfach und durchsichtig geben, beweisen könnten!

Hinsichtlich des Gegenstandes also stimmen die Geometrien nur teilweise überein. Wie steht es nun mit ihrer Methode? Vielleicht ist diese das Unterscheidende gerade da, wo der Gegenstand der gleiche ist?

Sehen wir davon ab, daß die darstellende Geometrie mehr eine Technik, eine Anwendung wissenschaftlicher Sätze zu einem bestimmten Zwecke ist — es sind auch in ihr Bestandteile, Sätze, rein theoretischer Natur enthalten, und darunter solche, die auch von den anderen Geometrien gelehrt werden. Die darstellende Geometrie definiert etwa die Ellipse als die zu dem Kreise affine Figur, und leitet ihre Eigenschaften aus diesem Begriffe ab. Die projektive Geometrie kommt zu gleichen Ergebnissen, indem sie die Ellipse als das Ergebnis des Schnittes zweier zu einander projektiven Strahlenbüschel betrachtet; und wieder dieselben Erkenntnisse hatte man schon früher erlangt, wo die Ellipse als geometrischer Ort aller Punkte, die einer bestimmten Gleichung genügen, oder noch einfacher als Kegelschnitt bestimmter Art aufgefaßt wurde.

Also dieselben Erkenntnisse, aber verschiedene Begriffe und verschiedene Beweise dafür! Auch verschiedene Begriffe! Denn wenn schon all die genannten Definitionen auf einen und denselben Gegenstand, eben die Ellipse, passen, so bestimmen sie ihn doch mit Hilfe ganz verschiedener Merkmale: die Begriffe sind umfänglich gleich, inhaltlich aber verschieden. Und darum muß auch immer erst bewiesen werden, daß sie alle dasselbe meinen — anders ausgedrückt, daß mit den durch den einen Begriff angegebenen Eigenschaften stets die durch die anderen bezeichneten verbunden sind.

Dieser eben berührte Umstand enthält nun, nebenbei bemerkt, auch einen Beweis für unsere obige Behauptung, daß wissenschaftliche Unternehmungen, die dasselbe Ziel, aber verschiedene Wege haben, zweckmäßigerweise zu einer Einheit zusammengefaßt werden müssen. Denn würde jede der Geometrien rein bei ihrem Ellipsenbegriff stehen bleiben, und soviel Eigenschaften aus ihm ableiten, als ihr möglich ist, ohne auf die anderen Geometrien und deren Ellipsenbegriffe Rück-

sicht zu nehmen, so würde eben die wichtige Erkenntnis, welche diese Begriffe zusammenfalst, einfach ausfallen.

Bleiben wir aber bei unserer Frage nach etwaigen Methodenunterschieden der verschiedenen Geometrien! Sind die Beweise der ihnen gemeinsamen Erkenntnisse wirklich so verschieden, daß man von einer verschiedenen Methode sprechen kann? Wir meinen, es gibt auch in einer einzelnen der verschiedenen Geometrien, etwa in der Euklidischen, Sätze, deren Beweise so verschieden von einander sind wie die der allen Geometrien gemeinsamen.

Die Geometrie, überhaupt die Mathematik bezieht sich auf ein Gebiet von Tatsachen, die sich von anderen dadurch sehr vorteilhaft unterscheiden, daß sie in unendlich mannigfaltiger Verbindung mit einander stehen, und diese Verbindung für uns so außerordentlich durchsichtig ist. Alles Beweisen läuft nun darauf hinaus, solche Verbindungen ausfindig zu machen, um aus den Tatsachen, die sich am unmittelbarsten erkennen lassen, auf diejenigen zu schließen, die in sich selbst weniger leicht zu durchschauen sind. Bei der Vielseitigkeit der vorhandenen mathematischen Verbindungen gibt es dann natürlich auch sehr viele, ja man kann sagen unendlich viele Wege, um zur Erkenntnis irgend welcher Tatsache zu gelangen. Diese Verschiedenheit hat aber offenbar mit einer Methodenverschiedenheit nichts oder nur wenig zu tun; denn verschieden ist ja gar nicht die Art, wie ich von einer Erkenntnis, von einer Tatsache zur anderen gelange — und das allein ist eine Sache der „Methode“ — sondern verschieden sind einfach die Erkenntnisse selbst, die zum Beweise zusammengefügt werden.

Natürlich besteht dabei ein Unterschied der Zweckmäßigkeit hinsichtlich der verschiedenen Wege, oder wie wir auch sagen können, der verschiedenen Ausgangspunkte: einige führen stetig weiter zu immer neuen Erkenntnissen, andere sind rasch erschöpft. So haben sich vor allem vier derartiger Ausgangspunkte als zweckmäßig erwiesen, eben die der vier genannten Geometrien, und unter diesen heben sich wieder zwei, der der Euklidischen und der der projektiven Geometrie scharf von den anderen ab. Die Euklidische Geometrie geht von metrischen Axiomen aus, von Erkenntnissen, die sich auf die Eigenschaften der Entfernung und der Winkelgröße be-

ziehen; die projektivische beschränkt sich von vornherein auf die Betrachtung der Eigenschaften der Lage, der projektivischen, oder wie sie noch heißen, der graphischen, visuellen Eigenschaften. So sind beide Wissenschaften verschieden nicht nach einer Methode, sondern nach ihren Ausgangserkenntnissen, und das heißt nach ihrem Gegenstand, nach der Art der räumlichen Eigenschaften, die sie untersuchen; und wenn wir die in der Ausbildung der neueren Geometrie zu Tage tretenden Bestrebungen richtig verstehen, so geht diese Wissenschaft darauf aus, diese Absonderung von der alten durch Beschränkung auf einen bestimmten Gegenstand in ihrem ganzen Systeme immer strenger durchzuführen. Um einen Mathematiker zu Worte kommen zu lassen: „Die ganze Geometrie zerfällt in zwei Teile: der eine (einfachere) ist unabhängig vom Parallelenaxiome und umfaßt die sogenannte projektivische Geometrie; der andere stützt sich auf das Parallelenaxiom, nimmt also etwas Neues hinzu; ...“ (Clebsch, Vorlesungen über Geometrie II, 1, S. 433).

So sehen wir also, auch in Bezug auf das Gebiet, das den verschiedenen Geometrien gemeinsam zu sein schien, haben wir mit einem wirklichen Unterschied des Gegenstandes, nicht der Methode, als dem unterscheidenden Merkmal zu tun. Verschiedene Seiten an den räumlichen Dingen sind es, die eine jede untersucht, und wenn sie dabei auch hin und wieder auf gleiche Erkenntnisse stoßen, so sind diese willkommen als Verbindungsglieder, welche dienen, die höhere Einheit der geometrischen Wissenschaft darzutun; was aber die einzelnen Geometrien charakterisiert, und ihre Selbständigkeit in der höheren Einheit bedingt, sind Erkenntnisse von eigenartigen Tatsachen.

Und was von der Geometrie gilt, das gilt von der Mathematik überhaupt: die Infinitesimalrechnung beweist mit ihren Hilfsmitteln auch Sätze, die schon in der niederen Analysis behandelt werden können, ihre wirkliche Bedeutung aber liegt nicht in diesen zweiten Beweisen, sondern in den Erkenntnissen, die allein ihr und keiner anderen Wissenschaft weiter zugänglich sind; und was jene ihre „Hilfsmittel“ betrifft, so sind das wieder nicht eigenartige Methoden, sondern vielmehr Erkenntnisse von eigenartigen Tatsachen!

Noch eine allgemeine Bemerkung aber bietet sich hier dar. Die Meinung, von einem und demselben Gegenstand — im oben festgestellten strengen Sinne — könne es mehrere Wissenschaften geben, die sich dann lediglich durch ihre Methode unterscheiden, scheint uns auf einer Verkennung der Bedeutung der Wissenschaft für das menschliche Leben, auf einer Überschätzung des menschlichen Erkenntnisvermögens zu beruhen.

So großartig ist dieses leider nicht eingerichtet, daß es sich den Luxus gestatten könnte, für das durch eine Wissenschaft erreichbare und erreichte Erkenntnisziel noch eine zweite und dritte gleichsam zur Befriedigung sportlicher Interessen zu schaffen. Von den dem Menschen vorschwebenden Erkenntniszielen ist ja erst ein kleiner Teil durch die Wissenschaft erfaßt, und die bittere Notwendigkeit des Daseinskampfes wie der ewig unbefriedigte Trieb des Forschens drängen uns vorwärts, verbieten uns im Genuß des Erreichten zu verweilen. Natürlich, die Ausbildung der Wissenschaften ist verschieden, und wie die Arbeit dem Armen weniger Zeit zum Verweilen, zur Ausbreitung seines Lebens läßt als dem behäbigen Reichen, so empfindet auch die arme, d. h. wenig entwickelte Wissenschaft den Drang nach vorwärts in weit stärkerem Maße als die erkenntnisreiche.

Gerade von diesem Gesichtspunkte aus erscheint nun der Versuch der Philosophie, sich auf eine bestimmte Methode zu beschränken, einfach als unsinnig. Ist diese in vielem Betracht trotz aller Arbeit immer noch so ärmliche Wissenschaft wirklich in der Lage, freundlichst angebotene Hilfe an irgend einer Stelle hochmütig abzulehnen, darf sie auf irgend ein Erkenntnis-mittel verzichten? Selbst wenn die eine Methode, etwa die apriorische, im ganzen viel wertvoller für die philosophische Forschung sein sollte, wenn auch nur einiges wenige auf einem andern, etwa dem Wege der Erfahrung erreicht worden wäre, — und wer wollte den Tatsachen der philosophischen Entwicklung gegenüber oder auch a priori leugnen, daß das der Fall ist, oder sein kann? — er dürfte nicht außer Acht gelassen werden!

Der Gedanke des vierten Falles, Wissenschaften desselben Gegenstandes durch die Methode zu trennen, hat sich also als

nichtig herausgestellt, und damit ist bewiesen, nicht die Methode, sondern der Gegenstand bestimmt die Art der Wissenschaft!

Wenden wir uns nun nach diesen allgemeinen Darlegungen zu denjenigen Wissenschaften, die uns hier vor allem angehn, denen, welche sich mit geistigen Inhalten beschäftigen, so werden wir auch hier unschwer erkennen, wie alle Versuche, diese Wissenschaften durch ihre Methode von den übrigen, etwa den sogenannten Naturwissenschaften abzugrenzen, eben an dieser Klippe, die Bedeutung der Methode zu überschätzen, gescheitert sind und scheitern müssen.

Lehrreich können für uns vor allem die Bemühungen sein, die man in dieser Hinsicht einer neuen Definition der Geschichte hat zu teil werden lassen. Als Antwort auf die Behauptungen, nur Gesetzeswissenschaften seien eigentliche Wissenschaften, die Geschichte, die Einzeltatsachen aufzählt, beschreibt, könne daher höchstens als Vorstufe, als Materialsammlung für eine eigentliche Wissenschaft betrachtet werden, — hat man, sich stützend auf die einfache Tatsache, daß Gesetze, allgemeine Urteile nie die Wirklichkeit voll und ganz wiedergeben, dazu vielmehr immer noch Einzelurteile von nöten sind, die andere ebenso extreme Behauptung aufgestellt, es müßten zwei Arten von Wissenschaften unterschieden werden, erstens Gesetzeswissenschaften, die vom allgemeinen, und da das allgemeine nicht wirklich ist, eigentlich vom nichtwirklichen handeln, und zweitens andere, die nun tatsächlich vom wirklichen, d. h. vom einzelnen handeln, und das seien die historischen Wissenschaften!

Wer auch nur einmal in den tatsächlichen Betrieb der Geschichtswissenschaft hineingesehen hat, wird wissen, daß sie erstens durchaus keinen Abscheu vor allgemeinen Sätzen hat, Gesetzen oder Regeln, wie sie vorsichtigerweise wohl genannt werden, und zweitens, daß sie selbst zur Gewinnung eines Urteils über einen einzelnen Fall ständig derartige allgemeine psychologische und historische Erkenntnisse benutzen muß. Das, was man Quellenkritik nennt, beruht wesentlich auf allgemeinen Erkenntnissen, und zwar nicht nur auf solchen, wie sie in den Handbüchern der historischen Methodik zusammengestellt werden, den sogenannten methodologischen, sondern ebenso auf solchen des historischen Geschehens selbst: wer die Nachrichten z. B. über Hannibals

Überschreitung des Ebro richtig deuten, und zu einer richtigen Auffassung dieses Einzelvorgangs gelangen will, darf sich nicht auf eine noch so argwöhnische Untersuchung und Vergleichung der Quellen beschränken — damit käme er nicht weit; er muß vielmehr bestimmte — allgemeine — Kenntnisse über die Wirkung von politischen Verträgen und von Vertragsbrüchen besitzen und zu verwenden wissen u. ä. m.

Andrerseits aber, den Behauptungen der Gesetzeswissenschaftler gegenüber, muß doch betont werden, daß auch Erkenntnisse von Einzelfällen sehr großen Wert haben, und exakt formuliert werden können, und daß sie durchaus nicht in der Geschichte allein zu Hause sind, sondern auch in den Naturwissenschaften, in den Gesetzeswissenschaften, z. B. in der Astronomie, eine große Rolle spielen. Kurz, man sieht, beide Parteien übertreiben die Bedeutung des methodologischen: die Geschichte steht als Gesetzeswissenschaft sicher nicht auf derselben Höhe wie die Mechanik etwa, aber sie ist auch keine bloße Sammlung von Einzelfällen! Der ganze durch diese und ähnliche Schlagwörter gekennzeichnete Methoden Gegensatz hat also — wir haben anderen Orts schon ausführlicher darüber gesprochen — für diese Wissenschaft gar nicht die ihm zugeschriebene Wichtigkeit.

Und im großen und ganzen ebenso steht es nun hinsichtlich der philosophischen Untersuchungen. Diejenige Erscheinung in der philosophischen Welt, die am stärksten dazu beigetragen hat, in der Eigenart der Methode den wichtigsten, den entscheidenden Unterschied der Philosophie von den andern Wissenschaften zu suchen, ist die Kantische Philosophie. Und grade sie hat in der Frage der Methode eine glänzende Widerlegung durch die Tatsachen erfahren!

Wenn auch eingehüllt in metaphysisches Beiwerk, so bleibt es doch ein echt wissenschaftlicher Versuch, den Kant in seiner Kritik der reinen Vernunft machte, ein System derjenigen Erkenntnisse der Wissenschaft aufzustellen, die so allgemein sind, daß sie fast mehr als Voraussetzungen denn als Folgerungen oder Verallgemeinerungen der unzählig vielen wissenschaftlichen Einzelerkenntnisse erscheinen. Kant meinte, daß diese allgemeinsten Sätze wegen ihrer Allgemeinheit und Notwendigkeit für alle Wissenschaft, für alle Erfahrung, nicht aus der Erfahrung

selbst stammen könnten, und darum als in der Natur des Denkens überhaupt begründet gedacht werden mußten. Es war dann nur nötig diese Natur des Denkens zu untersuchen, um ein nach einheitlichem Prinzip geordnetes System all jener Denk- und Wissenschaftsvoraussetzungen abzuleiten: 12 Sätze waren es, die Kant so a priori ans Licht brachte. Oder vielmehr a priori ans Licht zu bringen meinte; denn es waren das, von einigen überhaupt fragwürdigen abgesehen, nur solche Sätze, die vorher schon bekannt waren; und, was das wichtigste ist, nicht waren unter ihnen diejenigen enthalten, die bald nach Kant von Lavoisier und Robert Mayer a posteriori gefunden werden mußten! Kant führt in seinem System den Satz von der Erhaltung der Substanz an, aber in der unbestimmten Form, die er vor dem Beweise des Gesetzes von der Erhaltung der Masse haben mußte, und nicht mit Hilfe des Kantischen Systems ist der Satz von der Erhaltung der Energie entdeckt worden, sondern auf sehr verschiedenen aber stets empirischen Wegen. Und so dürfte wohl heute überhaupt die Überzeugung in der Wissenschaft allgemein herrschen, das solche allgemeinste Sätze vom Naturgeschehen nicht durch Reflexion auf apriorische Denkformen, sondern nur durch Beobachtung des Naturgeschehens selbst gewonnen werden können, daß wir durchaus noch nicht am Ende sind mit ihrer Entdeckung, und daher ein abschließendes System derselben vielleicht überhaupt nie, jedenfalls aber noch nicht heute, 100 Jahre nach Kant, aufgestellt werden kann.

Es ist aber nicht unsere Aufgabe, dies System selbst und seine möglichen Vervollkommnungen zu erörtern: die Tatsache allein, daß die Kantische Begründung desselben auf eine besondere Methode zu keinem wirklich neuen Ergebnis, zu keiner neuen Erkenntnis geführt hat, wie sie die gewöhnliche „gegenständliche“ Forschung nach ihm in so überraschender Fülle zeitigte, beweist unsern Satz, daß auch für die Philosophie nicht die Methode das entscheidende ist, vor ihrer Überschätzung also auf das dringendste gewarnt werden muß.

Wir haben diesen Beweis aber allgemeiner geführt, als er zunächst durch unsern Ausgang von dem Gegensatz der apriorischen und empirischen oder der deduktiven und der induktiven Methode bedingt war, deswegen, weil dieser Gegensatz oder

diese Gegensätze zwar wissenschaftlich die wichtigsten, aber in der geschichtlichen Entwicklung der Philosophie jedenfalls nicht allein wirksam gewesen sind. Hinsichtlich dieser weiteren methodologischen Begriffsbestimmungen werden wir uns dann kurz fassen können: sie leiden alle an dem Hauptfehler der Methodenüberschätzung, fügen aber noch andere Fehler zu diesem hinzu.

So bietet ein gewisses Interesse vor allem die bis in unsere Zeit hinein reichende Abgrenzung und Einteilung der Wissenschaften und der Philosophie, welche sich an den Satz des Aristoteles anschließt: *πᾶσα διάνοια ἢ πρακτικὴ ἢ ποιητικὴ ἢ θεωρητικὴ*. Bekanntlich sind uns die Aristotelischen Schriften nicht nach einem bestimmten wissenschaftlichen System von ihrem Urheber selbst geordnet überliefert, so daß man nicht in der Lage ist, diesen Satz und das was sich von Erläuterungen desselben findet, als die endgiltigen Bestimmungen des Aristoteles zu betrachten. Aber endgiltig oder nicht, es ist doch die Meinung des Philosophen und seiner Nachfolger, und sie ist fehlerhaft genau so wie die darauf gegründeten ausführlicher entwickelten Einteilungen und Begriffsbestimmungen des Wolfischen Systems etwa.

Die Wissenschaft, heißt es also, muß eingeteilt werden, entsprechend der verschiedenen Art der geistigen Betätigung des Menschen, in die theoretische und in die praktische, und daneben wohl noch in eine dritte, die künstlerische. Zur theoretischen Wissenschaft oder Philosophie gehört dann bei den Aristotelikern die Mathematik, die Physik und die Ontologie, bei Wolf die Ontologie, Kosmologie, rationale Psychologie und natürliche Theologie, zur praktischen bei beiden übereinstimmend die Ethik, Ökonomik und Politik — von der Poetik können wir hier absehen. Was ist das nun für eine Abgrenzung der Wissenschaften? Dem Wortlaut nach muß sie auf Unterschieden der geistigen Tätigkeiten beruhen, die auf sie gerichtet sind, also der Methode, in Wirklichkeit aber spielt ebenso stark der Unterschied des Gegenstandes hinein — also wieder ist der Ausgangspunkt die — zu — hohe Bewertung der Methodenunterschiede, zu einer Ungeheuerlichkeit geradezu aber wird die ganze Bestimmung dadurch, daß unter dem Druck der Tatsächlichkeit sich das gegenständliche doch durchsetzt, aber ohne

dafs es klar erkannt würde, so dafs die Gegensätze von Gegenstand und Methode in einander überlaufen, diese Begriffe vollständig verwechselt werden.

Denn wenn die Physik oder die Kosmologie eine theoretische Wissenschaft ist, so ist sie es doch nicht deswegen, weil sie eine geistige Betätigung — die theoretische — zum Gegenstand hätte, sondern nur, weil sie theoretisch verfährt, also weil ihre Methode „theoretisch“ ist. Es ist also der Gesichtspunkt der Methode, durch den die theoretische Philosophie oder Wissenschaft abgegrenzt wird von den praktischen Wissenschaften, die dann durch eine andere Methode, die „praktische“, charakterisiert sein müßten. Das ist aber doch die Meinung selbst der angeführten Philosophen nicht, dafs die Ethik z. B. ihre Erkenntnisse nicht auf theoretischem sondern auf praktischem Wege erlange! Man sieht leicht, unvermerkt hat sich hier an die Stelle des Begriffs der Methode der des Gegenstandes eingeschoben: nicht die Methode der Ethik ist praktisch, sondern ihr Gegenstand ist das praktische Verhalten des Menschen!

Die ganze Begriffsbestimmung leidet also an einem elementaren logischen Fehler, beruht auf einer Begriffsverwechslung. Alle Wissenschaft ist theoretisch, der angeführte Satz des Aristoteles kann daher nicht dazu dienen, die Gesamtheit der Wissenschaften nach ihrem Verfahren einzuteilen, sondern nur dazu, mit einem bestimmten Gegenstande der Wissenschaft, der *δύαβοια*, als geistiges Verhalten etwa zu übersetzen, auch die auf diesen Gegenstand gerichtete Einzelwissenschaft in Unterabteilungen zu gliedern. Der Begriff der Methode muß als irreführend aus dieser Einteilung einfach entfernt werden.

Zu einer geradezu grotesken Bestimmung über das Wesen der Philosophie aber hat die übertriebene Rücksicht auf die Methode bei Bacon geführt, der die Wissenschaften nach der Art der seelischen Kräfte, des Gedächtnisses, der Phantasie und des Verstandes in die drei Hauptteile der Geschichtswissenschaft, der Poesie und der Philosophie zerlegt. Die Philosophie wäre also diejenige Wissenschaft, die auf dem Verstande beruht! Vielleicht wäre in der Tat jemand so

boshaft, den Philosophen — zu denen nach Bacon freilich auch die Physiker gehören — das Gedächtnis abzustreiten, ob aber die Historiker sich wohl den Verstand abstreiten lassen würden?

Wir wollen es an diesen Beispielen genug sein lassen; sie haben unsern allgemeinen Satz wohl hinlänglich erläutert, daß man kein Wissenschaftsgebiet, am wenigsten das der Philosophie, nach der Methode abgrenzen kann.
